

Was folgt auf das Gemetzel?

Brita Steinwendtner hat einen Roman gegen den Krieg und für das Leben geschrieben.

MATTHIAS PART

SALZBURG. Warum führen Menschen, angeblich doch vernunftbegabte Wesen, immer wieder Krieg? Warum verstümmeln und zerstören sie gnadenlos und machen auch noch ein Geschäft daraus? Dieses Thema lässt Brita Steinwendtner auch in ihrem neuen, höchst lesenswerten Roman nicht los.

Damit ist sie nicht allein. Man denke an Grimmelhäuser, Suttner, Kraus, Remarque oder Brecht. Auch die 1942 in Wels geborene, in Hinterstoder und Steyr aufgewachsene und in Salzburg lebende Autorin, 22 Jahre lang Intendantin der Rauriser Literaturtage, versucht, das Unfassbare des andauernden Kriegswahnsinns in adäquate Worte zu fassen – jenen des Zweiten Weltkriegs beispielsweise in Teilen des Romans „Rote Lacke“ (1999) oder im ganzen Roman „Im Bernstein“ (2005, beide bei Haymon). Ein zentraler Satz im letztgenannten, in dem auch der Irakkrieg im Blickfeld ist, lautet: „Kein Krieg ist zu Ende. Er setzt sich fest und zeugt sich fort.“

Den Beweis dafür tritt Brita Steinwendtner auch in ihrem neuen Roman „Gesicht im blinden Spiegel“ an, ihrem ersten im Otto Müller Verlag. Er ist genau recherchiert und klug komponiert – an passender Stelle mit Strophen aus

Matthias Claudius' 1778 publizierten „Kriegslied“, das sich leitmotivisch durch alle Romanteile zieht.

Mit fünf Préludes vor den nach Orten und Flüssen benannten Großkapiteln: Königgrätz, an der Mettau, an der Steyr und Venedig – nur die Prélude 5 steht am Ende für sich allein. Von Krieg zu Krieg führend, von der Schlacht 1866 zwischen Preußen und Österreich, die sich vor allem auf den Höhen von Chlum „abgespielt“ hat, bis zum Ersten Weltkrieg. Damit ist es noch immer nicht genug dieser endlosen,

Was lässt sich auf einen Totentanz erwidern?

erschütternd realen Alpträume. Es werden noch schlimmere kommen.

Wer würde nicht an Erich Maria Remarques Klassiker „Im Westen nichts Neues“ denken, wenn anfangs junge Männer „tatütatütatátatara“ begeistert in den Krieg ziehen, um kurz darauf aufs Grausamste hingemetzelt zu werden? Oder verstümmelt – wie das Gesicht von Johannes, dessen Geschichte, verwoben mit der Familien- und Zeitgeschichte, hier in der Hauptsache erzählt wird. Er ist ein unverwechselbarer Kompagnon der großen „Krüppelfiguren“ der Literaturgeschichte – wie Alfred Döblins

Franz Biberkopf, Ernst Tollers Hinkemann, Thomas Manns kleiner Herr Friedemann, Elias Canettis Fischerle, Wolfgang Borcherts Beckmann, Thomas Bernhards Boris, Viktor Halbnarr und Koller, Ingeborg Bachmanns Hinkender oder wie der Mondscheinknecht von Franz Xaver Kroetz.

Was zeichnet diesen „Johannes-Jan“ aus, „dieses Stück Mensch“, das dank der wundersamen Hilfe eines Johanniters die Kriegsverwundung überlebt? Er bleibt nicht beim Horror, Frel und Wahnsinn, bei der Verzweiflung, Verkrüppelung und Sinnlosigkeit stehen: „kein Sinn im ganzen Kriechen, wozu die ganze Tapferkeit.“ Nein, er zeigt Alternativen auf, wie man diesem rasanten Totentanz zwar nicht entkommt, aber ihn doch entschleunigen und ihm die Stirn bieten kann. Dadurch wird „Gesicht im blinden Spiegel“ nicht nur zu einem Buch gegen den Krieg, sondern auch eines für die Liebe, die Freundschaft, die Kunst und die Kultur, die Stärke der Frauen und der Männer, die Achtsamkeit und vor allem für das Leben.

Unterschiedliche Möglichkeiten der Liebe werden anhand der drei Lebensfrauen von Johannes demonstriert: Branka, die den „Krüppel“ ins Reich der Lust einführt, die so geistreiche, wissensdurstige Clara Immerwahr, die große, aber ver-

hinderte Wissenschaftlerin, und die Wichtigste unter ihnen, Valerie, die Frau seines Bruders Franz. Sie ist „die eine, die er meinte“.

Man kann „Gesicht im blinden Spiegel“ durchaus auch als Entwicklungsroman lesen. Dass er aus dem Kriegsdröckel herauskommt und sich zum Pazifisten mausert, zu einem Widerständigen ähnlich einem Paolo Sarpi, hat Johannes auch seiner Hingabe an Kunst und Kultur zu verdanken – so auch der Literatur. Der Lesende wird zum Sehenden.

Der Roman ist übersät mit keineswegs beliebigen Bezügen zu großen Namen der Literatur: Heinrich Heine, Leo Tolstoi, Karl Kraus, Georg Trakl, Friederike Mayröcker und und und. Johannes liebt auch die bildende Kunst. So ist er „Tintoretto-süchtig“. En passant erfährt man Details zu Bildern wie „Die Anbetung des Goldenen Kalbes“ oder „Die Vertreibung aus dem Paradies“. Und schließlich die Musik: Er spielt bis zur Kriegsversehrung Trompete und wechselt später zur Posaune. Die Beschreibung von Kunst- und Kulturereignissen, etwa eines Maultrommelkonzerts, zählt zu den vielen Stärken dieses Romans.

Bei aller Liebe wird den Künsten aber nicht blind vertraut. Johannes hinterfragt etwa eine verharmlosende Schilderung der Stunden nach einer Schlacht in Stifters „Wi-

tiko“ und regt sich nicht maßlos, sondern mit Maß und klarem Ziel über den Operettenspaß „Der lustige Krieg“ von Johann Strauss (Sohn) auf. Ein Krieg ist nicht lustig. Und damit basta!

Inhaltlich und formal weiß Brita Steinwendtners Roman zu überzeugen – mehr als ihr Vorgängerroman. Und sprachlich? Ebenso beeindruckend. Besonders wenn den Sinnen gefrönt wird: wenn etwa der Duft von Majoran in der morgendlichen Feuchtigkeit gerochen, wenn ein Kind unbefangen und zärtlich über Johannes' Narben streichelt oder wenn er sein Cello hervorholt und einfach drauflos spielt.

Noch wichtiger aber: „Die Opfer müssen in der Sprache geborgen werden.“ Dieser Grundsatz der von ihr verehrten Ilse Aichinger ist auch einer von Brita Steinwendtner.

Buch: Brita Steinwendtner, „Gesicht im blinden Spiegel“, Roman, 371 Seiten, Otto Müller Verlag, Salzburg 2020; erhältlich ab 26. August.



Lesung: Mittwoch, 26. August, 11.30 Uhr, Große Universitätsaula, Salzburg, Moderation: Helga Rabl-Stadler.



Alexander Ritter von Bensas Gemälde „Schlacht von Königgrätz“.

BILD: SN/WIKIMEDIA COMMONS/HEERESGESCHICHTLICHES MUSEUM WIEN